Die blaue Stute.

Novellette von René Bazin, Mitglied der Akademie. — Deutsch von Julia Bacheren-Hahn.

Nimm Deinen Mantel mit, Kleiner, damit Du Dich nicht erkältest!

Ich habe ihn über dem Arm!

Vergiß Deine Holzschuhe nicht!

Sie hängen an einem Band um meinen Hals.

Nimm auch Deine Reitgerte mit, Kind, die Wölfe sind wieder in der Nähe.

Ich habe sie, Mutter, sei ruhig, und ich werde sie zu gebrauchen wissen.

Gute Nacht denn!

Gute Nacht für alle!

Alle Abende, wenn Jean-Marie Benic mit den Pferden auf die Weide zog, gab die Mutter ihm dieselben Rathschläge. Sie war Wittwe und hatte fünf Söhne. Jean-Marie war der jüngste, ihr Liebling, und kaum 18 Jahre alt. Der Bauernhof war ganz von Gehölz umgeben, nur nach der Seeseite lag er offen. Vom Hause aus konnte man weit hinaus aufs Meer sehen, und das Rauschen und Heulen der Brandung vermischte sich mit dem Brüllen der Kühe und dem Gewieher der Pferde. Der Hof hieß der „Kornhof", und man konnte nicht behaupten, daß er diesem Namen Ehre machte, denn das Korn wuchs auf dem salzigen Boden nicht gut. Nur der Buchweizen gedieh herrlich, und im Frühling, wenn die Felder in Blüthe standen, sah man über eine rosige Fläche und Bienen in ganzen Schwärmen summten darüber und sogen Honig aus den lieblichen Blüthenkelchen. Sonst sah man viel Stechginster, ganze Strecken Marschland und unbebaute Landstrecken, über die der Wind pfiff. Aber die Weiden waren herrlich. Das Gras wuchs in dicken Büscheln, und die Heuernte fiel jedesmal vorzüglich aus. Dabei graste das Vieh fünf Monate auf den Wiesen! Die Wiesen waren natürlich sehr naß, denn wenn der kleine Bach, der hindurchfloß, im Sommer auch nur wie eine Wasserrinne aussah, so nahm er im Herbst und Winter ungeheure Dimensionen an und bildete quasi einen See.

Dort erfreuten die sechs Stuten des Hofes sich ihrer Freiheit, von Ende Juni an bis der Herbst ins Land kam. Diese Stuten waren der Reichthum und der Stolz des „Kornhofes". Man konnte keine schöneren und besser gepflegten in der ganzen Umgebung finden. Ein großer Mann reichte nicht bis an den Rücken, und ihr Trab war so gut, wie der Galopp bei anderen. Sie waren fast alle schiefergrau, und ein Stutenfüllen von drei Jahren, der Liebling der ganzen Familie, und besonders der von Jean-Marie, war wirklich blau mit einem weißen Stern auf der Stirn. Die Kaufleute mühten sich vergebens, um sie zu kaufen. Sie hatten keinen Erfolg.

Die Wittwe Benic wollte die Stute nicht hergeben.

„Dann wird der Kaiser sie nehmen", sagte man ihr.

„Ach, der ist viel zu weit!"

„Der Kaiser ist immer nah, Frau Benic. Er braucht Soldaten und Pferde. Er kennt das Alter Ihrer Stute, ihren Namen und die Farbe. Darauf können Sie sich verlassen. Glauben Sie mir, Sie thun besser, sie zu verkaufen.

Sie schlug es rundweg ab, denn sie war fest überzeugt, daß man ihr ihre hübsche, blaue Stute, die schon anfing, den Pflug zu ziehen, und die drei Stunden traben konnte, ohne zu ermüden, nicht nehmen würde. Gewiß, der Kaiser brauchte Soldaten, um sie in den Krieg zu führen; sie konnte ein Lied davon singen. Ihr ältester Sohn war jenseits des Rheines, und ein anderer an der Grenze Spaniens. Sie hörte genug von gewonnenen Schlachten, eroberten Städten und Kanonen sprechen und von Te Deum, die in den Kirchen abgehalten wurden; aber im Grunde des Herzens sehnte sie das Ende dieser Tage herbei, die armen Müttern ihre Söhne kosteten. Sie glaubte aber nicht, daß der Kaiser die Schönheit und Schnelligkeit ihrer Stute kannte, noch ihr schönes, glattes, blaues Fell und den weißen Stern auf der Stirn.

„Gute Nacht," rief sie dem Sohn nochmal nach. „Reite vorsichtig und nimm Dich vor den Wölfen in Acht!"

Und Jean-Marie ritt auf einer alten Stute mit den anderen auf die Weide, um die Nacht dort zuzubringen. Er liebte das. Aus Zweigen hatte er sich eine kleine Hütte gebaut, hart an der Grenze des Gehölzes. Von da aus konnte er die ganze Weide übersehen, und hier schlief er, zugedeckt mit einem alten Mantel, ununterbrochen bis zum Morgen. Sein Hund schlief zu seinen Füßen. Die Nacht mochte noch so dunkel sein, so erkannte er doch noch die Silhouetten seiner Pferde und den Ort, wo sie weideten. Wenn der Wind kalt war, führte er sie an eine geschützte Stelle, und alle Morgen vor Sonnenaufgang ließ er sie traben, damit sie nicht in dem nassen Grase lagen. Ein Wiehern, ein Vogelschrei oder das Getrappel der Pferde, die sich zusammenballten, weil sie eine Gefahr witterten, weckte ihn auf. Dann trat er allein aus der Hütte und knallte mit seiner Peitsche auf ganz besondere Art, die die Wölfe erschreckte und die Pferde beruhigte. Sie liefen auf ihn zu und leckten ihm die Hände. Und das blaue Füllen legte seinen Kopf auf die Schulter des jungen Burschen und er streichelte es und sagte:

„Auf mein Wort, Nielle, du bleibst immer auf dem Kornhof. Du bist zu schade für den Krieg!"

Er irrte sich. Die Trennung war näher, als er dachte. Es wurde Befehl gegeben, alle Stuten von vier Jahren anzukaufen. Nielle war gerade vier Jahre geworden und mußte zur Besichtigung nach der Kreisstadt. Es war Ende März. Schnee wechselte mit Regen und Hagelschauern ab, und die Wege waren kaum zugänglich. Seit einer Woche herrschte Trauer auf dem Hofe. Die Wittwe Benic war außer sich. Ihre drei Söhne umringten sie, um mit ihr zu überlegen, was zu thun sei. Die beiden älteren schlugen vor, die Stute zu verstecken. Jean-Marie verhielt sich still. Aber am Abend vor dem bestimmten Tage sagte er zu seiner Mutter:

„Mutter, wir können Nielle nicht im Walde versteckt halten, sie könnte entdeckt werden und das Ende wäre, daß wir alle bestraft würden. Es ist besser, wir geben sie dem Kaiser, der sie braucht, und da ich doch bald eingezogen werde, so gehe ich mit. Ich werde über sie wachen und sie pflegen."

„Mein Junge, Du redest dummes Zeug! — Niemals wird ein einfacher Soldat das schöne Thier reiten. Man wird sie einem Offizier geben, und dann habe ich alles verloren, meinen Sohn und meine Nielle."

„Laß mich ziehen, Mutter. Ich habe die ganze Nacht darüber nachgedacht. Eines Tages kommt die Stute wieder und auch Dein Sohn Jean-Marie."

Die Mutter wußte nichts zu erwidern. Sie weinte, was Jean-Marie vorhergesehen hatte, und ihre Thränen wurden immer bitterer, je mehr sie an den Abschied dachte. Auch die Brüder waren traurig und niedergedrückt, und gingen zu Bett, ohne die vollen Gläser mit Apfelwein nur angerührt zu haben.

Am anderen Morgen in aller Frühe satelte Jean-Marie seinen Liebling, und er führte ihn zum letzten Mal auf die Weide.

„Du sollst noch einmal das Gras vom „Kornhof" schmecken, und auch ich will dem Platze Adieu sagen, wo ich Dich so oft hingeführt habe."

Es war noch alles still auf dem Hofe. Die Felder waren in Nebel getaucht und nur das Gehölz zeichnete sich wie eine schwarze Wand ab. Längs des Flüßchens, wo Klee und Pfefferminzkraut wuchs, führte er die Stute, damit sie sich noch einmal gütlich thue. Während der Zeit starrte er in die Weite. Noch niemals hatte er die Heimath verlassen. Es wurde ihm schwer. Hier hatte er einen Theil seiner Nächte verbracht, er kannte jeden Weg und Steg. Jeder Ginsterbusch erzählte ihm eine Geschichte... Das Herz wurde ihm immer schwerer.

Schon begann es hell zu werden. Die Spitzen der Eichen färbten sich rosig und kleine, weiße Wölkchen zeigten sich am Himmel. Da beugte sich Jean-Marie bis ans Wasser und trank einen Schluck, um den Geschmack nicht zu vergessen, und als der erste Sonnenstrahl sich zeigte, da sprang er aufs Pferd und mit einem rauhen Schluchzen, als wäre er verwundet worden, trieb er die Stute und galoppirte der Stadt zu.

Um 2 Uhr stellte er seine Stute der Kommission, die auf dem Marktplatz stationirte, vor. Hunderte von Bauern waren zugegen, die ihre Pferde am Zügel führten, und ihr Geld zählten.

„Ach, da kommt die Stute vom „Kornfeld", riefen mehrere. „Eine hübschere hat selbst der Kaiser nicht! Sie wird von Kugeln durchbohrt werden und auf dem Schlachtfeld sterben; oh, der entsetzliche Krieg! — Wie stolz sie den Kopf trägt, und wie der Muth ihr aus den Augen blitzt!"

Der Kommandant, der Nielle auch gleich bemerkt hatte, sagte: „Die ist für einen Offizier wie geschaffen. Ich gebe Dir den höchsten Preis, der festgesetzt ist. Bist Du zufrieden, mein Junge?"

„Nein."

„Was willst Du denn mehr?"

„Ich möchte in demselben Regiment, in welchem Nielle bleibt, dienen. Verlassen thue ich sie nicht!"

Der Kommandant lachte, aber eine Thräne stahl sich aus seinem Auge, und er streckte Jean-Marie die Hand hin.

„Du bist ein braver Bursche!"

Vier Tage später waren beide in ein und demselben Regiment eingereiht.

Was für schöne Reisen Jean-Marie seit zehn Jahren machte! Er hatte ganz Europa gesehen, und der Kaiser hatte ihn nicht vergessen. Sein Gesicht war wie Bronze und breitschulterig war er geworden, aber er war fern von der Heimath, schnell gealtert! Er liebte den Krieg und besonders seine Nielle. Für sie ging er durchs Feuer. Wie oft hatte er nicht mit seinem Säbel ihr Gras und Getreide abgeschnitten, ungeachtet der feindlichen Kugeln, die ihm um den Kopf pfiffen. Die Stute erkannte ihn übrigens an der Stimme, sie wieherte vor Freude, wenn sie an ihm vorbeitrabte.

Der Kaiser befahl seinen Ulanen, ein Königreich anzugreifen. Die Ulanen befanden sich in Italien. Und während sie das Gebirge überschritten, bildeten sie gleichsam einen Wald. Die Leute, die in den Gebirgsthälern wohnten, sahen sie kommen, sie fürchteten sich.

„Der Zorn des Kaisers komme nicht über uns!" sagten sie.

Aber die Regimenter zogen nur vorüber.

Nielle ging im Schritt; niemals wurde sie müde. Und als die Stunde der Schlacht kam, war der Kaiser auch da.

Die Schlacht war furchtbar. Todte bedeckten das Schlachtfeld, und das Stöhnen und Aechzen der Verwundeten erfüllte die Luft. Unter letzteren befand sich auch Jean-Marie Benic. Eine Kugel hatte ihm die Schulter zerrissen. Die blaue Stute hatte den Oberst mitten in den Kampf geführt.

Jean-Marie dachte an den „Kornhof". Die Sonne stach; es schien, als koche das Blut in seiner Wunde. Schon wollten ihm vor Müdigkeit und Schmerzen die Sinne schwinden, als er einen blauen Punkt bemerkte, der auf ihn zukam.

Bald erkannte er die Ohren und Beine, eine Mähne und einen Reiter. Nielle, die floh, auf ihrem Rücken, halb ohnmächtig, der Oberst, dessen Hände die Zügel nicht mehr zu halten vermochten. Sie setzte über einen Graben und zertrat mit ihren Hufen das reiche Kornfeld! — Der Verwundete hatte noch die Kraft zu rufen: „Nielle!"

Sie hielt mit einem Ruck an.

Der Oberst rief ihm zu:

„Benic hast Du Deine zwei Beine noch?"

„Jawohl, Herr Oberst."

„Und Deine beiden Hände?"

„Ich habe nur noch eine, die zu gebrauchen ist."

„Ich habe keine mehr. Steig hinten auf! aber schnell. Meine Ulanen fliehen, siehst Du, wie sie sich zu retten versuchen? Ach, Benic, wenn ich meine Hände noch hätte!"

Die Ulanen flohen in der That. Sie waren der Meinung, daß auch ihr Anführer selbst das Weite suche. Aber plötzlich sahen sie ihn Kehrt machen, hörten seine donnernde Stimme, und dann sahen sie Nielle daher galoppiren, zwei Reiter auf ihrem Rücken. Da machten sie Kehrt, luden von Neuem und warfen sich dem Feinde entgegen.

So kam es, daß Jean-Marie Benic und Nielle die Schlacht gewannen. Der Kaiser war zufrieden. Als er Abends die Runde machte, traf er Jean-Marie weinend, der seine Stute am Zügel hielt.

„Ulan, Du weinst am Abend eines solchen Sieges? Bist Du verwundet?"

„Ja, mein Kaiser, aber deshalb weine ich nicht."

„Was hast Du?"

„Mein Oberst ist todt."

„Ich weiß es, es thut mir mehr leid als Dir. Und was hast Du noch?"

„Meine Stute, die ich auf dem „Kornhof" aufgezogen habe..."

Er konnte nicht weiter sprechen, er weinte. Der Kaiser bemerkte beim Schein der Wachtfeuer, daß Nielle am Bein verwundet war. Da kreuzte er die Hände auf dem Rücken und sagte:

„Geht und seht, daß Ihr Beide wieder gesund werdet. Ich will es. Wenn Ihr Euch wohl genug fühlt, so kehrt in die Heimath zurück, Ihr habt mir treu gedient. Nur eines mache ich zur Bedingung: das erste Füllen von Nielle ist für mich und in 20 Jahren schickst Du mir Deinen Sohn, ich mache einen Offizier aus ihm."

Dieser Abend machte Jean-Marie zum glücklichsten Menschen und stolz fürs ganze Leben. Der Kaiser hatte ihm gesagt, daß er ihm treu gedient habe!...

Er sah den „Kornhof" wieder, den Fluß, die Wiesen und die Wälder seiner Heimath. Er athmete in vollen Zügen die balsamische von Pfefferminzkraut geschwängerte Luft ein und vor allem sah er die Mutter wieder, die für ihn gebetet und ihn erwartet hatte!

Er hatte zwar nur noch einen Arm und Nielle nur noch drei Füße; aber mit seinem Arm konnte er den Pflug halten und die Pferde auf die Weide führen.

Und wenn Markt im Dorfe war und ein großer, braungebräunter Bauer auf einer hinkenden Stute herantrabte, dann zeigten die Mütter ihn ihren Knaben:

„Seht, da ist Jean-Marie Benic und die blaue Stute. Die beiden Verwundeten des Kaisers."

Das pfälzische Wörtchen „als".

Den norddeutschen Besucher der Pfalz befremdet, wie der Einheimische vielfach beobachten kann, die Anwendung eines Wortes, das in seiner eigenartigen Bedeutung mit Vorliebe in diesem Gebiete, besonders im rechtsrheinischen Theil des Ländchens, gebraucht wird. Es ist die Zeitbestimmung „als" im Sinne von „manchmal" oder „öfters" oder „gewohnternaßen". So pflegt der Heidelberger zu sagen: „Sonntags gehen wir „als" auf den Speyrer Hof." Oder der Mannheimer: „An Schiller's Geburistag giebt man „als" die „Räuber"." Hie und da führt der Gebrauch des Wörtchens zu besonders erheiternden Wendungen. So wurde einmal, wie die „Frkf. Ztg." erzählt, ein Rechtskandidat, der schon öfters im Examen durchgefallen war, von einem in dieser Hinsicht noch unerfahrenen Kollegen gefragt, in welchem Gasthaus in Karlsruhe — wo die juristischen Staatsprüfungen abgehalten werden — man zu diesem Vorhaben am besten absteige. Der kundige Thebaner aus der Pfalz antwortete prompt: „Wenn ich „als" in's Examen geh', wohne ich im „Rothen Haus"."

Die neugierige Nichte.

Humoreske von M. W. Sophar.

Neugier ist keine Tugend.

Gabriele von Driesen ist eine wunderhübsche siebzehnjährige Blondine voll sprudelnder Geistesfrische, aber nur ein ganz klein wenig neugierig.

So ertappt sie sich eines Nachmittags abermals dabei, die Briefschaften ihrer Tante Adelheid einer Durchsicht zu unterziehen, wie das kein Staatsanwalt hätte gründlicher machen können. Tante Adelheid — der Familienname von Decenhart kommt nur in den seltensten Fällen zur Anwendung — vertritt bei Gabriele, die früh verwaist ist, Elternstelle, und da sie ihr einst ein großes Vermögen hinterlassen wird, macht es ihr schon so frühzeitig die größte Sorge, für ihre Nichte den richtigen Mann zu finden. Tante Adelheid ist selbst unvermählt geblieben. Obgleich Niemand glaubt, daß Tante Adelheid nicht völlig mit ihrem Schicksal ausgesöhnt sei, mag es in ihrem Innern anders aussehen, und wird sie auf jeden Fall ihre geliebte Nichte davor bewahren wollen — alte Jungfer zu werden.

Tante Adelheid befindet sich in einer Kaffeegesellschaft; Gabriele hat also völlige Muße, alles zu lesen, was ihr aus der umfangreichen Korrespondenz der Tante wissenswerth erscheint. Plötzlich richtet sie sich vor ihrem Tabouret auf. Sie ist auf einen Brief gestoßen, aus dem ihr der eigene Name mehrfach entgegentritt. Sie erkennt die Handschrift, die Schreiberin ist Frau von Klotzen, die beste Freundin von Tante Adelheid.

Frau von Klotzen schreibt: „Ganz gewiß, meine Theuerste, mein Neffe Hugo ist ein prächtiger Mensch, die Famile von Bratenstein Ihnen bekannt und sicher genehm, wir können für unsere liebe Gabriele unbedingt keine bessere Verbindung finden!" Dann folgt eine Beschreibung der Vorzüge Gabriele's, denen wie in einer Parallele stets die lobenswerthen Eigenschaften jenes Neffen gegenübergestellt werden.

* * *

Gabriele weiß genug. Mit dem ganzen Stolze ihrer siebzehn Jahre lehnt sie sich gegen diese „eigenmächtige, willkürliche Verfügung über ihr Herz und ihre Hand" auf. Noch am nämlichen Abend schreibt sie an ihre vertraute Freundin Ilse Römer nach Breslau und theilt ihr unter dem bekannten Siegel der Verschwiegenheit mit, welch' entsetzliche Pläne man gegen sie schmiedet.

Wenige Tage später erscheint im Hause von Tante Adelheid Herr Regierungs-Assessor von Bratenstein, der sich als Neffe von Frau von Klotzen einführt und seine Reise nach G. mit dem Umstande begründet, daß er hierher versetzt sei, sich seinen neuen Vorgesetzten vorstellen und nach einer passenden Wohnung umsehen wolle, die er in einigen Wochen, beim Antritt seiner neuen Stellung, gleich beziehen könne.

In diesem Triumphgefühl schreibt sie an Ilse Römer:

„Diesem „Scheusal" mit dem lächerlichen Namen Bratenstein wird wohl der Appetit vergangen sein; ich habe ihn gründlich abfallen lassen! Möge eine gleiche Gefahr von Dir fern bleiben! Das wünscht Dir von ganzem Herzen Deine Dich liebende Freundin Gabriele."

* * *

Wie erstaunt Gabriele, als sie wenige Tage nach Abgang ihres zweiten Briefes an Ilse Römer statt einer Antwort darauf eine offene Verlobungsanzeige erhält: „Meine Verlobung mit Fräulein Ilse Römer, Tochter des Herrn Rittergutsbesitzers Ludwig Römer und Frau Marie, geborene von Fabian, beehrt sich ergebenst anzuzeigen Hugo von Bratenstein, Regierungs-Assessor" — und auf der zweiten Hälfte des Kartons die übliche bestätigende Wiederholung des Falles seitens der glücklichen Eltern, die ihre älteste Tochter u. s. w.

Sie ist sprachlos. Schon im nächsten Augenblick besinnt sie sich, was sie der glücklichen Braut über den Verlobten geschrieben hat! Es wäre entsetzlich, wenn er das zu lesen bekäme.

Ihre Gedanken verwirren sich förmlich. Wie ist es möglich, daß ein Mann in einer Woche zweimal auf Brautschau geht?! Und dann erwacht ihre Eitelkeit. Wie ist es möglich, daß jemand dieses kleine, unbedeutende Mädchen, diese stumpfnäsige Ilse, ihr, einer Gabriele, vorzieht?! Und wie sich Tante Adelheid nun zu der Sache stellen wird?

Die Freundschaft mit Frau von Klotzen muß doch nun ein Ende nehmen!

Zu ihrer größten Ueberraschung findet sie die Tante in bester Laune. „Nun, liebes Kind, deine Freundin Ilse ist glückliche Braut?!"

Gabriele kann aus der Tante nicht klug werden. Hat sie ihre Pläne so schnell aufgegebn, oder verbirgt sie unter gleichgültiger Heiterkeit die eigene Enttäuschung?"

Gabriele leidet doppelt in dieser Ungewißheit; ihr erneuter Zweifel an der Aufrichtigkeit der Tante quält sie jetzt am meisten. Noch größer wird ihr Erstaunen, als Tante Adelheid wie beiläufig im Gespräch nach einer Weile die Worte fallen läßt: „Frau von Klotzen hatte die Absicht, mich in nächster Woche zu besuchen; nun schreibt sie mir heute, daß ihre Reise infolge der Verlobung dieses Neffen einen kleinen Aufschub erleidet. Ich werde meine liebe Therese erst in vierzehn Tagen wiedersehen."

Nachdem die Tante das Zimmer verlassen hat, bemerkt Gabriele auf dem Tisch ein Briefchen, dessen Handschrift ihr recht bekannt vorkommt. Richtig, das ist ja wieder von der schrecklichen Heirathsstifterin, Frau von Klotzen, deren Plan Gabriele so gründlich vereitelt hat.

Wie die gute Frau sich darüber wohl geärgert haben mag? Gabriele kann ihrer Neugierde, das noch zu erfahren, nicht widerstehen. Und sie liest Folgendes:

„Denke Dir, theuerste Adelheid, dieses merkwürdige Zusammentreffen! Während ich mein ganzes Sinnen darauf lente, meinen Neffen Hugo von Bratenstein, der, wie Du weißt, Premier-Leutnant bei den Siebenundzwanzigern ist, mit Deiner Gabriele zu verbinden, werde ich durch die mir von meiner alten Freundin Marie von Fabian, jetzige Frau Römer, zugehende Verlobungs-Anzeige ihres Töchterchens daran erinnert, daß ich im Besitze noch eines Neffen, allerdings weitläufiger Verwandtschaft, Namens Hugo von Bratenstein, bin. Marie bittet so dringend, daß ich ihrer Einladung Folge leisten muß; ich feiere nun erst in Breslau mit und komme dann zu Dir, um weiter zu feiern, so Gott will!"

Nun verzeiht Gabriele der Freundin ihren „Verrath" von ganzem Herzen. Am Abend des froh verlebten Tages setzt sie sich an den Schreibtisch und wirft folgende Zeilen auf's Papier:

„Geliebte Ilse! Gegen den Namen von Bratenstein, der mir so lächerlich vorkam, daß ich über die Person eines seiner Träger meiner Spottlust die Zügel schießen ließ, ohne Ahnung davon, daß ich Dir, theures Herz, damit wehe thun könnte, gegen diesen Namen habe ich jeden Einwand fallen lassen. Ich finde ihn sogar jetzt sehr nett. Wie konnte ich auch nur so verblendet sein, Deinen Hugo ein „Scheusal" zu nennen! Wenn er eins ist, so ist er zum Mindesten ein ebenso reizendes, wie ich eines heute gefunden, das auch zur ehrenwerthen Familie Bratenstein gehört und auch den schönen Namen Hugo führt. Hoffentlich werden wir unsere „Scheusäle" nicht miteinander verwechseln!

Deine treue Freundin Gabriele."

Nach Jahresfrist heißen die beiden Freundinnen: Frau Hugo von Bratenstein; das einzige trennende Moment ist: Frau Hugo von Bratenstein, geborene Römer, residirt in G., wo ihr Gatte ein jüngeres sehr beliebtes Mitglied der königlichen Regierung ist, Frau Hugo von Bratenstein, geborene von Driesen, „liegt" mit den Siebenundzwanzigern in der Garnison O.

Endzweck.

„So ist's recht, Fritzl! Kinder sollen, statt Bier, Milch und Wasser trinken, dann werden sie, wenn sie groß sind, recht gesund und kräftig!"

„Nicht wahr, Onkel — und dann können sie auch so viel Bier trinken wie Du?!"

Apotheken von ehemals.

Zwischen den Apotheken von ehemals und jetzt besteht ein himmelweiter Unterschied. Heutzutage zwingt uns meistens nur ein Krankheitsfall zum Gange in die Apotheke, früher holte man dort gar wohlschmeckende Dinge, Genußmittel, feine, süße Weine, Gewürze, Delikatessen, gesalzene Fische, konservirtes Fleisch, Leckereien, Markusbrod (Marzipan), dann Kastanien, Datteln, Feigen, Zitronen, Pomeranzen u. s. w. Das Wort „Apotheca" bedeutet ja auch soviel wie Niederlage, Vorrathsgewölbe. Die Apotheker waren im Mittelalter den gewöhnlichen Händlern gleichgestellt, sie gehörten der Krämerzunft an. Aber es gab schon viel früher, bei den Arabern, Apotheken ähnlich den jetzigen, im Sinne der „officina medicinalis". Ihre Inhaber waren wie die heutigen Apotheker vorgebildete Männer, deren Wissen dem des damaligen Arztes fast gleich kam. Die Arzneiladen gelangten durch die Araber nach Europa, zuerst nach Spanien, dann nach Italien, Frankreich und später nach Deutschland. Im 13. Jahrhundert gab es schon eine deutsche Apothekerordnung und Arzneimitteltaxe. Und bereits im 14. Jahrhundert wollten die deutschen Apotheker nicht mehr mit den Krämern gleichgestellt sein. — Sie bereiteten nun selbst die Heilmittel, aber sie behielten auch den einträglichen Handel mit Delikatessen, Südweinen, Südfrüchten, Gewürzen u. A. bei, der ja ihre Haupteinnahmequelle bildete. Die ersten größeren Apotheken, die 1342 in Prag, 1404 in Nürnberg entstanden sind, halten diesen Genußmittelverkauf und waren von den Aerzten unabhängig. Die Mediziner hatten ihre eigenen Handapotheken, jedoch besaßen manche Aerzte auch große Apothekenladen. Das Kurpfuscher- und Charlatanwesen stand damals in voller Blüthe; die Quacksalber, zuweilen wirkliche Aerzte, bedienten sich einer ohrenerschütternden und lächerlichen Reklame — so zogen in Süddeutschland Aerzte mit vielen Musikanten, Gauklern, Seiltänzern und lebenden Schaustücken, z. B. Negern u. a., in den Städten und Dörfern umher, um die Aufmerksamkeit der Leute auf ihre Mixturen, Salben und Wunderheilmittel zu lenken. Und sie machten gute Geschäfte. Natürlich eiferten die seßhaften Aerzte und Apotheker gegen solche Konkurrenz. Später klagten die Apotheker auch über die Hand- und Hausapotheken der Mediziner; es sollte den letzteren die Bereitung und der Verkauf von Arzneimitteln verboten werden. Dagegen machte ein alter Arzt geltend, daß er seine selbstgefertigten Arzneimittel an arme Leute umsonst abgegeben, was die Apotheker nicht thäten. Eine wichtige Rolle spielten im Mittelalter die Klosterapotheken. Die Mönche waren durch ihren reichen Bücherschatz, durch die ihnen geläufige Kräuterkenntniß und die sich daranschließende Heilkunde, sowie durch ihr unablässiges Selbststudium wohl in den Stand gesetzt, die Krankheiten zu erkennen und durch ihre selbstbereiteten Mittel zu heilen. Dabei lief allerdings viel Kurpfuscherthum mitunter. Es entspann sich dann auch ein heftiger Kampf gegen die alten Klosterapotheken. Im 17. Jahrhundert begann die sorgfältigere pharmazeutische Ausbildung. Obrigkeit und Polizei prüften die Räume der Apotheken, die Waaren und Gefäße. Zahlreiche Vorschriften wurden erlassen. Und langsam, aber sicher eroberten die Apotheker sich ihre jetzige Position.

„Auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege."

Rund 200 Jahre beträgt nunmehr das Alter des Heirathsgesuches durch öffentliche Blätter, da die ersten Anfänge in dieser Beziehung, wie nachgewiesen worden ist, bereits aus der ersten Zeit des 18. Jahrhunderts datiren. Hamburg hat hier den Weg gezeigt, der als gangbar befunden wurde, denn nicht lange währte es, und allenthalben konnte man in Blättern, namentlich größerer Städte Deutschland's, die Gesuche von Männlein und Weiblein um ein Ehegespons erblicken. Am Ende des 18. Jahrhunderts kannte man auch schon in Oesterreich das Heirathsgesuch; die Chronik berichtet von einem solchen, das 1794 in einem Wiener Blatte veröffentlicht wurde. Es möge hier im verbürgten Wortlaut seinen Platz finden: „Ehegattin wirdt gesucht. Ein verwittibter Mann namens Bruderhofer, der sehr gut denket und auch vermöglich ist, seines Alters etlich dreißig Jahr, zwei Kinder, suchet, weil wenig bekannt ist, durch diese Gelegenheit eine Ehegattin. Die Weibsperson mag von Wien oder vom Lande seyn, Wittib oder ledich, nur soll sie nicht häßlich seyn, weder zu jung noch zu alt seyn, und soll wenigstens die Halbscheyd seines Vermögens einbringen." — Man sieht, daß es auch zu unserer Großväter Zeiten schon recht praktische Männer „in puncto" Ehe gab, und das erwähnte Heirathsgesuch ist dadurch noch bemerkenswerth, daß darin der Name des Suchenden genannt ist. Es soll dieser seltsame Brauch damals Regel gewesen sein.

Pech.

„Denken Sie, macht mir meine Alte heute Morgen einen Mordskrach, weil auf einer meiner Manschetten zwölf Glas Bier verzeichnet stehen... die Sache stimmt, ich kann nichts machen, und eben entdecke ich, daß es ja dem alten Biertimpl Meier seine Manschetten sind, die ich gestern Abend auf der Kegelbahn versehentlich angezogen habe!"